

PERFORMANCE

HERZTÖNE

Theaterensemble Die Papillons

19.–31. Mai 2019, F2 Theater im Pflegeheim »Am Kreuzberg«, Berlin

Ein typischer Sommerabend in Berlin. Ich hetze schweißgebadet ins Theater. Kaum steigen die Temperaturen, stürzen die Berliner Verkehrsbetriebe ins Chaos. Nur jede zweite Bahn fährt. Mobilität geht anders. Fatal für Besucher des Performing Arts Festivals, die sich, täglich mit einer Auswahl von rund fünfzig Inszenierungen konfrontiert, kreuz und quer durch die Stadt wälzen. Es herrscht Hektik, ein Überangebot an Ereignissen. Ist dies die Fülle des Lebens, die Philosophen wie Wilhelm Schmid immer wieder beschwören? An wie viele dieser Momente wird man sich später erinnern? Was bleibt?

»Mein Lied!« ruft eine Frau quer durch den Raum. »Die singen mein Lied. Das sollen die gar nicht singen!« Es dauert eine Zeit, bis sich die Zwischenruferin einen Weg durch den Raum gebahnt hat. Galant an den Arm des Pianisten geschmiegt, tastet sie sich in kleinen Schritten an Tischen und Stühlen vorbei in Richtung Flügel. Dort angekommen, stellt sie sich in Positur. Sie freue sich sehr, sagt sie, hier in ihrer alten Heimat Hessen wieder spielen zu dürfen. Wir sind immer noch in Berlin. Im Kopf von Maria Langgärtner aber liegt dieses Berlin heute in Hessen.

Die große Täuschung der Angepassten, hatte der Musikkritiker Hans-Klaus Jungheinrich einmal über das Theater des Schweizer Regisseurs Christoph Marthaler geschrieben, sei, dass sie glaubten, die Langsamen kämen nicht mit. Dabei seien sie es, die, immer flink und dabei, das Leben verfehlten. Die elf Spieler*innen, die das Theaterensemble Die Papillons an diesem Abend im F2 Theater des Pflegewohnheims »Am Kreuzberg« versammelt hat, können zusammengerechnet über fast neunhundert Jahre Leben berichten. Die älteste Spielerin ist 94 Jahre alt. Was bleibt aus einem so langen Leben? Manchmal, wenn das Gedächtnis streikt, nur Fragmente. Sehr häufig findet sich darunter ein Lied.

Im Pflegewohnheim »Am Kreuzberg« werde generell viel gesungen, schreibt Regisseurin Christine Vogt im Programmheft zu ihrem Musiktheaterabend *Herztöne*. Die eigens in einem Buch gesammelten Lieder, darunter Volkslieder, Schlager, Kirchenlieder, hätten begonnen, sie zu interessieren. Nicht aufgrund ihrer kompositorischen Struktur oder des Textes, vielmehr als Flaschenpost aus der Vergangenheit. So wählte Vogt mit jeder Darsteller*in ein Lied aus, mit dem er oder sie bestimmte Erinnerungen verband. Diese Lieder bilden die musikalische Grundlage des Abends.

In der Tat ist es eine Art Post, die Mnemosyne, die Göttin der Erinnerung (Birthe Bendixen), den elf Darsteller*innen schickt. Immer wieder schweben Briefe an einer langen Angelschnur von beiden Balkonen im Raum herab. Mnemosyne begleitet sie mit ihrem Gesang, der so jenseitig klingt, als käme er aus einer anderen Welt (Komposition: Christoph Grund). Die Briefe schildern in kurzen Texten, was ihr Empfänger mit seinem Lied verbindet. Nicht jeder erinnert sich daran. »Die Göttin der Erinnerung«, sagt Udo Thiel, »ist kompliziert«. Jeweils zu zweit an kleinen Kaffeehaustischen sitzend, mit Wein und Bier versorgt, ähnelt das Ensemble in seiner anfänglichen Stille und Unbeweglichkeit tatsächlich einer Szenerie von Christoph Marthaler, für die Anna Viebrock das Bühnenbild schuf. Beige- und Brauntöne

dominieren. Alles wirkt schlicht und funktional, eher einer Cafeteria gleichend als einem Theater. Umso strahlender wirken die Darsteller*innen. Die Frauen tragen Kleider, Perlenketten, Federhüte, die Männer Anzüge, Fliege, Zylinder (Bühne und Kostüme: Silja Landsberg). Der Marthaler-Mensch, heißt es, sei ein Überlebenskünstler. »Wir«, sagt Irène Swiatopolk-Mirska, »sind Endlebenskünstler«.

Der Musiktheaterabend *Herztöne* ist eine Reise durch Raum und Zeit. Begleitet von Nina Kuyumcu und Christine Vogt als Conférencieusen sowie Christoph Grund am Flügel bewegen sich die Darsteller*innen durch ihre Erinnerungen. Mit »Nehmt Abschied, Brüder« aus dem Jahr 1946 wehen die Wirren der Nachkriegszeit durch den Raum, während das schlesische Volkslied »Jetzt kommen die lustigen Tage« die verführerische Flatterhaftigkeit der Liebe beschwört. Bernd Leichsenring, gelernter Metallhütten-Facharbeiter im Bergbau- und Hüttenkombinat »Albert Funk« im sächsischen Freiberg, singt das Steigerlied: »Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt, und er hat sein helles Licht bei der Nacht, ... schon angezündt, schon angezündt.« Wie Erinnerungsblasen steigen die Lieder aus der Tiefe des Vergessens empor, zusammengehalten durch die Kompositionen von Christoph Grund, bestehend aus Elektro-sounds, Klavierbegleitung und dem Gesang von Birthe Bendixen. Zeitschichten lagern sich übereinander: Himmelfahrtsprozessionen ziehen an unserem inneren Auge vorbei. Dann plötzlich glaubt man, die schweren Stiefel von Soldaten zu hören. Das Lied, zumal das Volkslied, trägt immer auch sein propagandistisches Potenzial in sich. All das schwingt an diesem Abend mit. Im Zentrum aber stehen die Spieler*innen des Pflegewohnheims. Keiner von ihnen ist ausgebildet im Gesang. Umso eindringlicher ist dieser, weit entfernt von der auf Perfektion getrimmten Oper, dafür näher dran am Leben. Ähnlich wie Heiner Goebbels, der in seinen Vokalkompositionen nicht nach standardisierten, akademischen, sondern nach eigentümlichen Stimmen sucht, ist es auch hier vor allem der individuelle Ausdruck eines jeden Sängers, einer jeden Sängerin, der dem Abend Tiefe verleiht. Trotz Gedächtnislücken, brüchiger Stimme und nicht mehr ganz so festem Stand, stehen die Spieler*innen voll im Leben. Sie kratzen mit ihrem Gesang an der Oberfläche der Existenz, um in einen Abgrund zu blicken, der von so manch einer Musiktheaterinszenierung ängstlich überspielt wird. Dabei gehe es in der Oper gar nicht um Skandale, hatte Christoph Schlingensiefel nach seinem gescheiterten Musiktheaterprojekt *Freax* an der Oper Bonn gesagt. Auch nicht um Provokation. Es gehe um die Bohrung an der Erdkruste, auf der die Oper normalerweise spielt. Dies erfordere neue Gerätschaften. Dinge, die in der Tiefe bohren und nicht nach schlüssigen Verschlüssen suchen.

Der Blick des Regisseurs auf den Menschen ist es, der die Produktion der Papillons mit Arbeiten von Marthaler, Goebbels und Schlingensiefel verbindet. Anstatt den Spielern eine vorgefertigte Rolle aufzuzwingen, stehen sie hier in ihrer ganzen widerständigen Eigenheit auf der Bühne. Denn nur in dieser Eigenheit ist der Mensch wahrhaftig. Und so sind es auch in *Herztöne* die unschlüssigen Schlüsse, die für die größte Poesie sorgen. Sangen wir eben noch mit Maria Langgärtner »Großer Gott, wir loben dich«, von ihr selbst an der Orgel begleitet, schwebt plötzlich eine lilafarbene Mozart-Perücke von der Decke. Thorsten Schüler wirft sie sich über und greift zum Mikro. Sein Song? Blöde Frage. »Rock Me Amadeus« von Falco natürlich. Und so geht es dahin, bis am Ende das Volkslied schlechthin erklingt: »Kommt ein Vogel geflogen«, das hier im Pflegeheim eine ganz eigene Melancholie entfaltet. »Lieber Vogel, fliege weiter, / nimm ein Gruß mit und ein Kuss, / denn ich kann dich nicht begleiten, / weil ich hier bleiben muss.« Ja, sie müssen hierbleiben, die Endlebenskünstler*innen des Pflegewohnheims »Am Kreuzberg«.

Aber hier heißt es eben auch: Im Leben. »Die Kämpfe aus der damaligen Zeit«, sagt Hanne-Lore Hühn, »waren immer sehr fürs Überleben. Wir haben es immer wieder geschafft und schaffen es auch heute noch«.

Dorte Lena Eilers

NACHRUF

GEORG KATZER

Georg Katzer wurde 1935 in Habelschwerdt (Schlesien) geboren und war letzter Schüler von Hanns Eisler. Tatkräftig half er mit, die DDR-Gegenwartsmusik voranzubringen. Fulminant allein sein eigener Beitrag als Komponist hierzu. Hunderte Werke aller Genres der E-Musik schuf er in enger Zusammenarbeit mit ersten Orchestern, Ensemblespielern, Sängerinnen und Sängern. Zusammengekommen ein Universum moderner Klangerfindung, das erst noch zu erschließen ist. Außerordentlich sein Einsatz für die Entwicklung elektroakustischen Musik in der DDR. 1983 gründete Katzer das elektronische Studio in der Akademie der Künste der DDR. Dutzende Komponisten aus Ost und West haben darin experimentiert und gültige Stücke vorgelegt. Nicht anders die Situation nach der Zeitenwende. Zu seinem elementaren Handwerk gehörte wie ehemals die Formulierung von Gegensätzen, von Ambivalenzen. Nur unter anderen Vorzeichen. Die Zerstörungen im Zeichen »blühender Landschaften« blieben dem Komponisten nicht gleichgültig. Im Gegenteil, er hob sie kompositorisch auf.

Georg Katzer komponierte mehrere »Landschaften« für Orchester. Wo etwas zerbricht, abstirbt, dem Verfall, der Vernichtung anheimfällt, wo natürliche Lebensgrundlagen der Menschen zur Disposition stehen, dorthin fiel der Blick des Komponisten. Ein Riesenbereich, der ihn bedrängte. Katzer wusste: Selbst dort, wo ringsum kalte Asche ist, holen die Macher des globalen Verhängnisses nieder, rammen Hekatomben von Beton in Mutter Erde, schlagen aus dem Felde, was der Rendite zuwiderläuft, lassen kalt lächelnd Dörfer, ja ganze Landstriche sterben, stellen Mahagonnys der Neuzeit auf mit all dem Kulturschrott drin. Der Komponist sah die Auswirkungen des kapitalistischen Furors überdeutlich. Seine »Landschaften« geben darüber Kunde. Oder auch seine *Fabrik*-Stücke auf Texte von Wolfgang Hilbig. Die Erosion von Gemäuern alter Industrieanlagen findet hier klangliche Entsprechungen. Von Hilbig stammt auch der Text zu *Ophelia* für Singstimme und Violoncello (1995), eine der eindringlichsten Kompositionen des Künstlers. Katzer: »Im Bild der ertrunkenen, durch zerstörte Landschaften im Wasser treibenden Ophelia spiegelt sich die Katastrophe der menschlichen Ungesellschaft, die nicht nur an ihrer eigenen Zerstörung arbeitet, sondern auch eine Politik der global verbrannten Erde betreibt.«

Allererste Bedingungen fand der Komponist in der DDR vor. Neben Kammermusik – und Orchestermusik, Chören, Liedern, Experimenten im Bereich Instrumentaltheater, Arbeiten für Hörspiel und Film schlugen große Arbeiten für modernes Tanztheater und die Opernbühne zu Buche. In den späten 80er

Jahren kommen im Hause des großen Walter Felsenstein die beiden Opern *Gastmahl oder über die Liebe* und *Antigone oder die Stadt* nach Libretti von Gerhard Müller zur Aufführung. Reflexe auf die Starre und Unwirtlichkeit der DDR-Verhältnisse sind den geschichtlichen Stoffen eingesenkt. Ein Rätsel, warum diese bedeutenden Arbeiten seither nicht mehr angerührt wurden. *Das Land Bum-Bum* (1973) nach Rainer Kirsch war sein Erstling im Opernbereich. Joachim Herz inszenierte die Kinderoper unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Ein großes Ohr stolziert nämlich im Stück über die Bühne und horcht mal hier, mal dort. Hätten die wirklichen Horcher davon Lunte gerochen, sie hätten das Stück bestimmt als für Kinder unzulässig erklärt und abgesetzt. So aber ging es problemlos über die Bühne. Die Komische Oper Berlin war für den Komponisten während der 70/80er Jahre entscheidender Auftraggeber. Maßstabsetzend hier die Ballette *Schwarze Vögel* (1975) und *Ein neuer Sommernachtstraum* (1979), glänzend choreografiert von dem genialen Tom Schilling. Wie andere Bühnenwerke Katzers, lassen sich auch die Ballette nachstellen. Das Material dafür liegt vor. Es gibt Videomitschnitte und choreografische Aufzeichnungen. Warum sollte der als Wiederentdecker sich verstehende Barrie Kosky, Intendant der Komischen Oper, den Versuch nicht wagen, etwa die *Schwarzen Vögel* neu auf die Bühnen zu stellen? Ein in die Reformationskämpfe und Bauernaufstände führendes spannendes Stück.

Hervorragende Kammermusik stammt von dem Katzer, in dessen Hause in Zeuthen immer auch Katzen herumliefen, und da die eine gern auf des Hausherrn Schreibtisch lag, gewiss auch den Gang von Partituren beeinflusst haben dürften. Es gibt ein schönes Foto: Still-Leben mit Kater. Die vier Streichquartette ergeben für sich ein Kompendium hochentwickelter Klangkultur. Desgleichen die neun *Imaginären Dialoge*, hochdifferenzierte Koppelungen verschiedenartigster Soloinstrumente mit elektronischen Klängen. Monumental seine Oratorien *Medea in Korinth* (2000) nach Christa Wolf, das durch zwei beachtliche Aufführungen im Konzerthaus Berlin breiter bekannt wurde.

Georg Katzer, der auch als scharfsinniger Essayist und Gesprächspartner bekannt geworden ist, lebt nun nicht mehr. In der Nacht zum 7. Mai ist er gestorben. Er wurde 84 Jahre alt.

Stefan Amzoll